

Zeitschrift:	Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber:	Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band:	48 (1968-1969)
Heft:	12
Artikel:	Die abendländische Aggressivität : fragwürdige Entwicklungen der westlichen Zivilisation
Autor:	Ziegler, Alfred J.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-162172

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die abendländische Aggressivität

Fragwürdige Entwicklungen der westlichen Zivilisation

ALFRED J. ZIEGLER

Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz stellte einmal fest: «Was eine Tierart unmittelbar in ihrer Existenz bedroht, ist nie der ‹Fressfeind›, sondern immer nur der Konkurrent. Der Kampf zwischen dem Raubtier und seiner Beute dient nie dazu, letztere auszurotten, sondern wird immer nur so weit geführt, bis sich zwischen ihnen ein Gleichgewichtszustand hergestellt hat, der für beide, als Arten betrachtet, durchaus erträglich ist.» Es scheint tatsächlich, dass die Auseinandersetzung zwischen dem Raubtier und seinem Opfer kein Kampf im eigentlichen Sinn des Wortes ist. Die inneren, verhaltenspsychologischen Beweggründe des Jägers sind von denen des Kämpfers völlig verschieden. Dem Gesicht des Löwen, meint Lorenz, könne man im dramatischen Augenblick vor dem Sprung ganz eindeutig ansehen, dass er keineswegs böse sei. Bei Darwins Ausdruck «Kampf ums Dasein» wird also irrtümlicherweise an einen Kampf zwischen den verschiedenen Arten gedacht. In Wirklichkeit handelt es sich beim Kampf, den Darwin im Auge hatte und der in der Evolutionsgeschichte wichtig ist, in erster Linie um eine Konkurrenz zwischen Nahverwandten. Was eine Art jeweils verschwinden lässt, ist die vorteilhafte Erfindung, die einem oder wenigen Artgenossen ganz zufällig durch eine Mutation in den Schoss fällt.

Worin besteht nun aber die Aufgabe dieser *intraspezifischen Aggression* zwischen den Angehörigen derselben Art? Man darf heute als sicher annehmen, dass sie für die gleichmässige Verteilung gleichartiger Tiere im Raum zu sorgen hat. Die Gefahr, dass in einem Teil des zur Verfügung stehenden natürlichen Lebensraumes eine allzu dichte Bevölkerung durch die gleiche Tierart alle Nahrungsquellen erschöpft und so Hunger verursacht, während ein anderer Teil ungenutzt bleibt, wird am einfachsten dadurch gebannt, dass die Tiere einander bedrohen und fürchten, aber wohl auch sympathischere, liebeähnliche Gefühle füreinander hegen.

Vom Wesen des Menschen und seiner Aggressivität

Diese Gegebenheiten ändern sich erst mit dem Auftreten des Menschen in der Entwicklungsgeschichte. Mit ihm tritt ein vollkommen neues Prinzip

auf den Plan, das der Philosoph Max Scheler in seinem Buch über «Die Stellung des Menschen im Kosmos» mit «Geist» benannt hat. Er sagt, was den Menschen zum Menschen mache, sei im Vergleich mit den intelligentesten Tieren weder Intelligenz noch Phantasie, noch Gedächtnis, noch Werkzeuggebrauch usw., denn in dieser Beziehung unterscheide sich der Mensch von den höchsten Tieren nur graduell, nicht aber prinzipiell. Das Besondere am Menschen, eben der «Geist», sei seine Fähigkeit, sich vom Druck des Biologischen und von der Abhängigkeit vom Leben abzulösen. Ein geisttragendes Wesen sei nicht mehr nur triebgebunden. Es gehe nicht mehr wie ein Tier in seiner Umwelt auf, sondern es vermöge die Umwelt zur Gegenständlichkeit zu erheben und sich von ihr zu distanzieren. Diese Sachlichkeit, diese Freiheit von innen her, die Bestimmbarkeit des menschlichen Erkennens und Handelns durch das Sosein der Dinge selbst, gleichgültig ob sie ein biologisches Interesse haben oder nicht – das sei das spezifisch Menschliche.

Diese neue Situation brachte aber nicht nur eine fast unbegrenzte Anpassungsfähigkeit des Menschen mit sich, sondern auch eine besondere *Störbarkeit* seines menschlichen Seins. Sie führte ferner auch zur Labilität des Menschen, zu seinen spezifischen Krankheiten und zu dem ihm eigenen Sterben. Wenn der Mensch schon ein Neinsager ist, dann werden auch Möglichkeiten seines menschlichen Vorbewusstseins verneint, ein Vorgang, der als *die Ursache* menschlichen Krankseins zu bezeichnen ist. Dieses Verneinte oder Verdrängte erscheint dann bekanntlich wieder in gewandelter Form in den Krankheiten von Geist, Seele und Körper des betreffenden Individuums und im weiteren der Art. Dadurch kommt es auch zur Scheidung in das, was die analytische Psychologie das «kollektive Bewusste» und das «kollektive Unbewusste» nennt, jener Werte, Bestrebungen usw., die in der Helle oder in der Dunkelheit einer Zeitepoche oder einer menschlichen Kultur liegen.

Die Entwicklung zum Menschen brachte in diesem Sinn auch eine Evolution von Furcht, Liebe und intraspezifischer Aggressivität mit sich. Letztere begann sich durch verschiedene Charakteristiken auszuzeichnen. So ist sie beispielsweise nicht mehr so innig mit der Leiblichkeit verbunden wie vor dem. Während die Primaten noch ihre Arme und ihr Gebiss zum Angriff und zur Verteidigung gebrauchen mussten, entwickelte der Mensch eine Reihe indirekter aggressiver Möglichkeiten. Parallel damit ging ihre Verschiebbarkeit: Der aggressive Akt braucht nicht mehr unbedingt an die ihn auslösende Situation gebunden zu sein, sondern kann bis zu einem günstigeren Zeitpunkt aufgeschoben werden. Die Aggression mag also zunächst *gedeckt* verlaufen, ja diese Verborgenheit kann solche Ausmasse annehmen, dass sich nicht einmal das Individuum selbst dessen bewusst ist. Anstelle einer explosiven Reaktion kommt es zu einer «implosiven» Reak-

tion, zu einer Feindseligkeit, die sich innerlich ereignet und auch später anscheinend keine äussere Auswirkung zu haben braucht. Eine solche in unterschiedlichem Grade gedeckte Aggressivität hinterlässt erfahrungsgemäß körperliche Spuren. Was ursprünglich ein Verhalten war, welches momentan und zweckmäßig zur Erhaltung des Individuums den ganzen Menschen, seinen Bewegungsapparat, seinen Kreislauf usw. erfasst hatte, wird im letzten Fall zu einem an den Gefässen, das heisst am Blutkreislauf sich abspielenden Geschehen. Damit hat es seine direkte Beziehung zur Umwelt verloren. Es liegt auf der Hand, dass diese Evolution der Aggressivität nicht in einem ein für allemal festgelegten Ausmass erfolgt ist. Sie lässt sich an zivilisatorischen Einrichtungen, aber auch an neuen Krankheiten nachweisen. Der Mensch gelangte erst nur schrittweise zum Gebrauch von Werkzeugen, die mit dem Töten in Zusammenhang stehen. Parallel damit scheint er aber auch zu spezifisch menschlichen Krankheiten gekommen zu sein. Es ist kaum anzunehmen, dass die heutigen Waffen nur Folge verbesserter mathematischer und physikalischer Kenntnisse sind, denn ohne Motivation gibt es keine Werkzeugentwicklung. Man hätte sich beispielsweise eine ganz andere Entwicklung der Waffen denken können, und es ist sicher kein Zufall, dass ausgerechnet die auf dem Prinzip der Explosion aufgebauten Feuerwaffen weitaus am wichtigsten geworden sind.

Steine und Knüppel mögen die ersten *Waffen* der Menschen gewesen sein. Aber schon die ältere Steinzeit kannte zugespitzte Unterschenkelknochen grosser Säugetiere als Stichwaffen und Unterkiefer von Höhlenbären oder Höhlenlöwen als Haubeile. Auch Bogen und Pfeile mit steinerner oder knöcherner Spitze waren bekannt. Die jüngere Steinzeit besass ähnliche Waffen, allerdings in mannigfaltigeren und technisch verbesserten Formen. In der Hallstattzeit waren bereits eiserne Schwerter mit Bronzegriffen und Dolche in Gebrauch. In Ägypten trug das Fussvolk kurze Speere, Stabkeulen, Streitäxte oder sickelartige Krummsäbel, und die Assyrer und Perser kannten bereits eine Art Feldgeschütz, fahrbare Steinwurfmaschinen und anderes Belagerungsgerät. Bei den Griechen und Römern scheinen Speer und Schwert zu Hauptwaffen geworden zu sein, bei den Germanen die Streitaxt zum Schlag und Wurf.

Es gab grundsätzlich immer zweierlei Arten von Waffen: solche für den Nahgebrauch und solche für eine weitere Reichweite. Es ist möglich, dass die frühere Menschheit eher zu Kurzwaffen neigte und dass erst die Hochkulturen ein grösseres Gewicht auf die Entwicklung weittragender Waffen gelegt haben. Wahrscheinlich geht der Gebrauch des Pulvers zum Forttreiben von Geschossen aus Röhren, also der Gebrauch von *Feuerwaffen*, nicht über den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. In der Chronik von Gent wird berichtet, im Jahr 1313 habe ein deutscher Mönch den Gebrauch von Büchsen erfunden. Nachweisbar wurden 1326 in Florenz metallene

Kanonen und schmiedeiserne Kugeln gefertigt. Das Prinzip der Feuerwaffe wurde dann immer weiter vervollkommen, wobei gelegentlich ein Hang zum Ungeheuerlichen erkennbar wird, wie in der «Faulen Grete» des Kurfürsten von Brandenburg oder später in der «Dicken Berta» der deutschen Belagerer von Paris. Etwas grundsätzlich Neues hat sich dann erst wieder im 19. Jahrhundert mit der Erfindung der Granaten und Bomben ereignet, wodurch die Explosion an den Feind herangetragen werden konnte. Diese Form der Waffe, so kann man mit Fug und Recht behaupten, ist heute die beliebteste.

Die Arteriosklerose – Begleiterscheinung der Aggressivität

Parallel zur Entwicklung vom Keulenschwinger über den Schützen zum Bombenwerfer ist die Aggression anonymer, distanzierter und vor allem in bezug auf ihre Brisanz ungeheuerlicher geworden. Das Fortschreiten einer schliesslich gigantisch destruktiven Technik scheint mit der Entwicklung einer spezifisch menschlichen Krankheit, nämlich der *Arteriosklerose*, der Gefässverkalkung, einherzugehen.

Diese Erkrankung kommt beim Tier praktisch nicht vor, es sei denn, man versuche, durch ausgeklügelte Experimente eine Art «menschliche» Arteriosklerose an tierischen Gefässen hervorzubringen.

Die spezifische Vermenschlichung der Aggression besteht also darin, dass diese sich gewissermassen nach innen zu entladen vermag, dass sie zeitlich manipulierbar und weniger leibhaft wird. Ähnliches lässt sich für das Verständnis der Entwicklung der Gefäss-Sklerose heranziehen. Wir haben uns nur vorzustellen, dass im Rahmen der menschlichen Gefühlsbeziehungen und dabei insbesondere der direkten, aggressiven Auseinandersetzungen ein elastisches Spiel der Arterienwände vorausgesetzt wird. Der Durchmesser der Gefässse oder die Menge an benötigtem Blut hat sich der jeweiligen Situation anzupassen. Dies scheint nun beim Menschen nicht mehr unbedingt der Fall sein zu müssen. Er ist imstande, ungeachtet der momentanen Anforderung die Gefässse unwillkürlich starr zu halten, was, weil das Herz dennoch mehr Blut auswirft, zu einer Drucksteigerung innerhalb des Gefässsystems führen muss. Diese wird als eine der wesentlichsten Bedingungen für die Entwicklung einer Arteriosklerose angesehen, weil sich während dieser Zeit die Gefässwände mit Fibrin zu durchtränken scheinen. Und dies ist der Anfang des ganzen späteren Sklerosierungsvorganges.

Vermutlich handelt es sich bei der Arteriosklerose um keine sehr junge Krankheit, da man sie doch schon bei ägyptischen Mumien weitverbreitet findet. Ein berühmter, von Arteriosklerose befallener Patient war Ramses II.,

ein anderer Merenptah, der Überlieferung nach der Pharaos des Exodus. Seine Gefäße sind ein Muster einer fortgeschrittenen Arterienverkalkung. Wie der Medizinhistoriker Calvin Wells dazu meint, sollen Launenhaftigkeit und Jähzorn unter dieser Krankheit gedeihen. Ein weiteres Beispiel ist eine Frau der 21. Dynastie, die eine Verhärtung vieler Arterien einschliesslich der Kranzarterien aufwies. Arteriosklerotische Veränderungen sind aber auch an Mumien der persischen Periode aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. und weniger häufig auch bei solchen aus Peru festzustellen.

Besonders genau kann man Feindseligkeit und Angst bei der *Coronarsklerose* nachweisen. Die Coronarien sind jene Arterien, die im Herzmuskel verzweigt vorgefunden werden und die ihre Weite unter normalen Bedingungen den jeweiligen Anforderungen anzupassen vermögen. Bei eingeschränktem Anpassungsvermögen, beispielsweise durch Sklerosierung der Gefässwände, kommt es zu einer Minderdurchblutung des Herzmuskels, was zu einer vorübergehenden *Angina pectoris* oder sogar zu einem Herzinfarkt führt.

Auf die epidemiologische Bedeutung der Coronarsklerose soll hier nicht weiter eingegangen werden, sondern es sei nur daran erinnert, dass die arteriosklerotische Herzerkrankung heute in der abendländischen Welt die häufigste Todesursache ist. In der Coronarsklerose verbirgt sich das aggressive Problem des abendländischen Menschen, aber auch dasjenige seiner Liebesfähigkeit. Ihre aufsehenerregende Zunahme in der Gesamtbevölkerung des Westens und im weiteren der verwestlichten Welt ist zeitlich als ein Parallelvorgang zur Entwicklung der hochbrisanten Waffen, insbesondere der Bomben und Atombomben zu sehen. Die klinische Psychologie entdeckte als eine der Hauptbedingungen für die Krankheitsentwicklung «eine gedeckte Aggressivität, die von Unbeherrschtheiten und Ausbrüchen unterbrochen wird und eine besonders bedrohliche Form annimmt, wenn sie sich gegen die eigene Person richtet oder einen unerträglichen, ambivalenten Charakter aufweist» (H. H. Miles). Auch die Untersuchungen mittels psychologischer Tests kommen zu den gleichen Ergebnissen und ähnlichen summarischen Formulierungen wie beispielsweise zur Feststellung, dass die Infarktkandidaten Mühe hätten, die nach aussen hin geoffenbare Feindseligkeit vor sich selbst zu rechtfertigen. In gleichem Sinne sprechen die Träume von Patienten während nächtlichen coronaren Krisen, also während nächtlichen Infarkten und *Angina pectoris*-Anfällen. Bei der überwiegenden Mehrzahl der mit dem organischen Krankheitsgeschehen verbundenen Träume wiederholt sich das Motiv der vitalen Bedrohtheit, der Auseinandersetzung des Ichs mit irgendwelchen, meist männlichen Gegnern. Es lassen sich auch für eine Coronarsklerose typische elektrokardiographische Registrierungen ableiten, wenn ein zum Infarkt neigender Patient gleichzeitig über gehabte Auseinandersetzungen befragt wird.

Die Rolle des Christentums

Wie es dazu gekommen ist, dass ausgerechnet die Aggressivität und mit ihr die Liebe eine besondere *abendländische* Ausprägung erfahren hat, ist schwer zu sagen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit handelt es sich hierbei um einen Prozess allgemeiner Humanisierung und nicht um ein spezifisch christliches Phänomen, da die Strafrechtsgepflogenheiten auf der ganzen Erde mit ihren verschiedenen Religionen ähnlich sind. Wie die Anthropologie feststellt, ist der Homo sapiens ein «Mängelwesen», das heisst eine Kreatur ohne angeborene Angriffs- und Verteidigungswaffen. Möglicherweise bildete gerade diese Hilfsbedürftigkeit und Ausgesetztheit den Ausgangspunkt des Humanisierungsprozesses.

Das Christentum, in diesem Zusammenhang gesehen, erschien dann im Jahre Null als eine Art Legitimation, die Aggressivität zu diffamieren und sie dadurch noch problematischer zu machen. Die Evangelisten konnten kaum voraussehen, dass ausgerechnet diese Diffamierung die Erfindung späterer brisanter Waffen erst ermöglichen würde, aber es ist denkbar, dass Johannes dies geahnt hat.

Ist es ein Zufall, dass ausgerechnet die weisse Rasse und damit das Abendland Träger der traditionellen christlichen Lehre wurde, als ob sie eine Religion der Liebe am ehesten benötigt hätte? Ist es ein Zufall, dass ausgerechnet ein römischer Soldat dem Heiland am Kreuz eine Herzwunde hatte beibringen müssen, als ob dieser die römische Aggressivität beschämen und sie zugleich einer unsicheren und gefährlichen Zukunft hätte aussetzen wollen? Auch wenn es sich nicht um gesicherte historische und medizinische Tatsachen handelt, so genügt es doch zu wissen, dass der Tod Christi durch die ganze christliche Geschichte hindurch als Märtyrertod empfunden wurde. Ist es ein Zufall, dass ausgerechnet ein Franziskanermönch aus Freiburg als Erfinder der Geschütze genannt wird? Man hatte ihn damals, zu Beginn des 14. Jahrhunderts, neben seinem Klosternamen Bertold, wegen der eifrigeren Beschäftigung mit chemischen Arbeiten, mit dem Beinamen «Schwarz» bedacht. Angeblich im Jahre 1259 erfuhr er die explosive Wirkung einer Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, und er soll dadurch auf die Erfindung des Schiesspulvers gestossen sein. Das Schiesspulver war indes schon lange bekannt, so etwa bei den Chinesen. Auf die Idee jedoch, dieses Pulver im Kriege zu verwenden, kamen sie nicht; dazu brauchte es erst noch einen «Berufschristen».

Wie C. G. Jung einmal sagte, «ist die dogmatische Figur Christi von solcher Vorzüglichkeit und Makellosigkeit, dass alles andere vor ihr verdunkelt wird. Sie ist in der Tat dermassen einseitig vollkommen, dass sie in der Person des Antichristus ein psychisches Komplement zur Herstellung des Gleichgewichtes förmlich herausfordert. Das Kommen des Antichristen

ist nicht blos prophetische Voraussage, sondern ein unerbittliches psychologisches Gesetz, dessen Existenz... zur Gewissheit der kommenden Enantiodromie veranlasste». Jung fügte später hinzu: «Gleich zu Anfang der Laufbahn Christi findet das Zusammentreffen mit Satan statt, der das Widerlager zu jener gewaltigen Spannung in der Seele der Welt, welche die Erscheinung Christi bedeutet, darstellt.»

Anderseits ist zu sagen, dass sich ausgerechnet während einer Epoche sich stetig verringender Bedeutung des Christentums die oben beschriebene Dichotomie, also die zunehmende Verinnerlichung oder pathologische Verkörperlichung der Aggressivität einerseits und die Entwicklungbrisanter Waffen anderseits, vollzogen hat. Es scheint, dass wir bereits heute das Erbe des traditionellen Christentums, nämlich eine von diesem ungewollt geförderte und unbewältigte Aggressivität, angetreten hätten und uns nicht Rechenschaft zu geben vermöchten, in wessen Besitz wir geraten sind. Während ein lebendiges Christentum noch mit einem Jenseits rechnete, mit einem Fortleben nach dem Tode, ist das Sterben für den heutigen Abendländer grösstenteils ein Definitivum geworden. Die Aggression, die den Tod zur Folge hat, erscheint demzufolge auf jeden Fall verdammenswert; dies hat zu einem übertriebenen Bedürfnis nach Sicherheit geführt, wie es zum Beispiel im ärztlichen Tun, in den Bemühungen um die Unfallverhütung usw. sichtbar wird. Sowohl die Bevölkerungsexplosion wie die Vergreisung der Völker dürfte mit dieser Tatsache in Zusammenhang stehen. Der Glaube an die Existenz eines Jenseits liesse den Tod nicht diese ausschlaggebende Bedeutung haben.

Fragwürdige Zukunftsansichten

Die Beziehung zwischen der Aggressivität und einer bestimmten Richtung technischer Erfindungen, wie sie hier dargestellt wurde, entspricht im übrigen den Überlegungen, die P. Alsberg, Ortega y Gasset und andere angestellt haben, indem sie aus den Organmängeln des Menschen die Notwendigkeit der Technik herleiteten. Zu den ältesten Zeugen der Werkzeugherstellung gehören in der Tat die Waffen, die als menschliche Organe fehlen, und das, was zu technischen Erfindungen den Anstoß gegeben hat, ist also das Bedürfnis nach einem *Organersatz*. So mag die Keule eine Pranke, das Messer scharfe Krallen und dergleichen substituieren, und so können Feuer- und Vernichtungswaffen letztlich eine gestörte und in ihrem Weltbezug verhinderte, körperliche, direkte Aggressivität ersetzen. Dass die Waffenentwicklung gerade zur Schaffung der brisanten *Vernichtungswaffen* geführt hat, ist ein Ergebnis der speziellen Behinderung des Menschen.

Aus einer solchen Schau erscheint es fraglich, ob die Menschheit überhaupt imstande ist, ihre Geschicke wirklich selbst zu bestimmen, wie dies die Politiker glauben. Die Zusammenhänge, in die die Menschheit hineingesetzt ist, übersteigen die begrenzten menschlichen Einsichten. Auf Erfindung und Einsatz der Atombombe verzichten, hiesse wohl auch auf die hier dargestellte extreme Spaltung innerhalb des menschlichen Wesens verzichten, oder, um es mit Karl Jaspers zu sagen: «Die Verneinung des letzten Schrittes der Technik hätte zur Folge die Verneinung des Beginns der Technik.»

Falls die menschliche Evolution im gleichen Sinne weitergeht, so werden wohl auch alle Kräfte, die bis heute diese Entwicklung bestimmt haben, weiterwirken. Tatsächlich glauben die Futurologen an die Möglichkeit, die derzeitigen Verhältnisse in die Zukunft hinein extrapoliieren zu können. Sie entwerfen neue, dem Menschen angeblich zum Gedeihen gereichende Pläne, wie die Besiedlung anderer Planeten oder die willkürliche Gestaltung von Wetter und Klima; dabei beachten sie aber meist zu wenig, dass auch die innere Spaltung des Menschen gleichzeitig eine Zunahme erfahren muss.

C. G. Jung hat den Weltkrieg als «epidemischen Wahnsinn» dargestellt, indem er schrieb: «Je mehr die unbedingte Autorität der christlichen Weltanschauung sich verliert, desto vernehmlicher wird sich die ‹blonde Bestie› in ihrem unterirdischen Gefängnis umdrehen und uns mit einem Ausbruch von verheerenden Folgen bedrohen.» Nun, das sogenannte «Bestialische» scheint sich in der Zwischenzeit wieder zurückgezogen zu haben und in «steinernen Herzgefassen» auf eine vielleicht noch aussichtsreichere Zukunft zu warten.

Lässt sich aus der dargestellten Entwicklung eine Prognose für die weitere Zukunft der Menschheit stellen? Wir wir gesehen haben, ist die Fähigkeit, das aggressive Problem zu verkörperlichen, keine Methode gewesen, den Frieden zu garantieren. Wäre das der Fall, so hätte der bekannte Weg der Waffenentwicklung gar nicht beschritten werden müssen. Gerade das Gegenteil aber hat sich ereignet: So wie die erwähnten Kreislaufkrankheiten in der westlichen und verwestlichten Welt an Verbreitung und Schwere besonders in den letzten dreihundert Jahren und insbesondere in der jüngsten Vergangenheit zugenommen haben, mit desto überwältigender Totalität sind auch die Kriege geführt worden. Von einer Substitution kann also nur in einem begrenzten Sinne gesprochen werden. Die medizinische Psychologie findet tatsächlich auch im Einzelfall neben einer sozusagen vollständig gedeckten Aggressivität unbeherrschte Ausbrüche, Anfälligkeit für feindselige Massenhysterien usw.

Diese Evolution liesse sich bis ins Groteske weiterdenken, und die ersten Schritte dahin sind auch bereits unternommen worden: Einerseits wird versucht, das tödliche Ende der Verkörperlichung von Aggressionen dadurch zu vermeiden, dass das Herz durch Medikamente oder lokale chirurgische

Eingriffe prophylaktisch behandelt und schliesslich durch eine Plastikmaschine oder ein jüngeres Organ ersetzt wird. Zweifellos wird man in den nächsten Jahren diesen Weg vermehrt beschreiten, womit die Existenz des Individuums über den sicheren Tod hinaus weitergehen dürfte. Anderseits wird sich die Kriegsführung noch anonymer, vielleicht sogar im Weltraum abspielen müssen, sofern der thermonukleare oder ein ähnlicher Selbstmord der Spezies nicht Wirklichkeit werden soll.

Ein Ausweg aus dem Dilemma?

Ein solcher Verlauf mutet deshalb absurd an, weil er die dem Menschen zu kommenden Proportionen irgendwie übersteigt. Erfahrungsgemäss entwickelt sich in solchen Fällen nicht nur im Einzelfall, sondern auch im Kollektivum etwas Neues, Andersartiges, sofern das Leiden des einzelnen und der Gemeinschaft gross genug ist und sofern es überhaupt wahrgenommen werden kann. Dies scheint zur Zeit aber nicht der Fall zu sein. Vielmehr deutet alles darauf hin, dass der Glaube an den sogenannten Fortschritt der Art im grossen und ganzen kaum fragwürdig geworden ist, sondern von einem beträchtlichen Ausmass an Unbewusstheit über seine Schattenseiten getragen wird – genau wie der Kreislaufpatient im individuellen Fall für Art und Ausmass seines Zustandes meistens weitgehend blind ist.

Es bleibt wohl nichts anderes übrig als das Neue beim Ältesten zu suchen, das heisst in einer wenigstens teilweisen Aneignung einer *Einheitlichkeit*, die der unserer tierischen Ahnen ähnelt. Die gelegentlich in Witzblättern zu findende Vorstellung, die Menschheit könnte schliesslich auf den Bäumen enden, dürfte möglicherweise etwas Wahres an sich haben, zumal wenn man diese Vorstellung hinreichend symbolisch erfasst: nämlich als die Tatsache, dass wir eines «positiveren» Lebens dringend bedürfen.

Die innere Gespaltenheit des abendländischen Menschen hat natürlich nicht nur die heutige Zeit beschäftigt, sondern sie war seit jeher Gegenstand apokrypher Lösungsversuche. Es sei beispielsweise daran erinnert, was C. G. Jung in «Der Geist des Merkurius» feststellt: wie sich innerhalb des mystischen Christentums, zögernd wie im Traum, durch introspektive Ergrübelung eine andere gottähnliche Gestalt herausgebildet habe, diejenige des Merkurius. Dieser sei der Teufel, ein wegweisender Heiland, ein evasiver «trickster» und die Gottheit, die sich in der mütterlichen Natur abbilde. Es sei eine Gestalt, die das Dilemma des christlichen Abendlandes zwischen einem hellen Christus-Logos und einer dunklen Natur, aber auch zwischen Liebe und Aggressivität zu überwinden berufen gewesen sei. Von dieser gottähnlichen Gestalt hiess es ausgerechnet, dass sie «inventus in vena, san-

guine plena», also in den blutgefüllten Gefäßen beheimatet wäre. Scheinbar hat man schon früh eine mögliche Erlösung mit dem Blutkreislauf und mit der Leiblichkeit in Zusammenhang gebracht. Man braucht in diese letzten Andeutungen nicht unbedingt einen messianischen Ton zu legen; aber der Schluss drängt sich gebieterisch auf, dass – mit oder ohne weltuntergangsähnliche Ereignisse – das Abendland ein Stück Vergangenheit integrieren muss, sofern dies überhaupt noch möglich ist.

Aspekte des Referendums

Vergleiche zwischen der Schweiz und Frankreich

JÜRG STEINER

Unter dem Begriff des Referendums wird sehr verschiedenes subsumiert. Referenda in Frankreich, in Griechenland, in amerikanischen Einzelstaaten und in der Schweiz fallen alle unter denselben Begriff, sind aber unter sich sehr unterschiedlich ausgestaltet. Gemeinsam ist der Institution des Referendums überall, dass die Bürger über eine Sachfrage abzustimmen haben. Die Funktion von solchen Sachabstimmungen ist indessen im politischen Entscheidungsprozess der verschiedenen Länder bei weitem nicht dieselbe.

Sechs Aspekte des Referendums in der Schweiz

In der Schweiz sind vor allem sechs Auswirkungen des Referendums auf den politischen Entscheidungsprozess von Bedeutung¹: Eine *erste* Wirkung besteht darin, dass die Stellung der intermediären Gruppen gestärkt wird. Unter «intermediären Gruppen» verstehen wir alle Gruppen, die politische Interessen aggregieren und artikulieren, also vor allem politische Parteien, Wirtschaftsverbände, aber auch sonstige Organisationen mit politischer Relevanz. Höchstens auf Gemeindeebene kann es gelegentlich vorkommen, dass ein Referendumskampf spontan, das heisst ohne organisatorischen Rahmen, geführt wird. In der Regel funktioniert aber das Referendum nur, wenn es von intermediären Gruppen getragen wird. In diesem Zusammenhang ist insbesondere von Bedeutung, dass in den schweizerischen Verhäl-